Kritik in Kürze

Prosaische Utopie

Er sei ein Story-Schreiber, der gelegentlich Romane verfasse, auf keinen Fall umgekehrt, sagte William Trevor einmal über sich selbst. Was ihn an den Kurzgeschichten am meisten reize, sei, dass er sie beim Schreiben mit einem Blick umfassen könne. Mit „Geborgtes Glück“ erscheint ein kleiner Band mit vier bislang nicht ins Deutsche übersetzten Kurzgeschichten, die Trevor, der Bildhauer war, bevor er zur Schriftstellerei fand, teilweise bereits in den siebziger Jahren verfasst hat. In diesen Erzählungen gibt es keine farblosen Protagonisten, nicht einmal unbedeutende Randfiguren, sondern ausschließlich unverwechselbare Unikate. Dennoch sind es keine Heroen, über die Trevor schreibt, sondern die „kleinen Leute“, die auf verschiedene Weise ihrem unspektakulären Alltag entfliehen. In der verarmten irischen Provinz spielt die Erzählung „Die Handtasche von Colette Nervi“. Im Zentrum steht die durch Kinderlähmung verkrüppelte Dolores, die fürchtet, dass ihr die körperliche Nähe zu einem Mann für immer verwehrt bleibt. Ebenso wie Trevor wird sie zur genauen Beobachterin ihrer Umwelt. So entdeckt sie auch, dass sie von dem Bauernsohn, der sie endlich heiratet, mit Diebesgut beschenkt wird. Sie entschließt sich zu schweigen. Ähnlich wie der britische Tourist Normanton in der Erzählung „In Isfahan“. Auch er kann sich nicht zur Offenheit überwinden. Von der Britin, die er auf einer Stadtrundfahrt in Persien kennenlernt und die ihn trotz mangelnder äußerlicher Attraktivität tief beeindruckt, bleibt ihm nur die Erinnerung. Es gibt bei Trevor keine plötzlichen Wendungen – erst recht nicht zum Guten. Genau dadurch überrumpelt er den Leser. (*William Trevor: „Geborgtes Glück“. Die schönsten Erzählungen.* Aus dem Englischen übersetzt von Hans Christian Oeser und Thomas Gunkel. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2008. 128 S., geb., 12,– €.) amue

Lyrischer Realismus

In der Vorbemerkung zu Dieter Wellershoffs Gedichtband „Zwischenreich“ wird geflunkert. Es heißt dort, die Gedichte seien „bisher nur in einer bibliophilen und längst vergriffenen Kleinstauflage“ nachzulesen. Sollten Verlag und Autor wirklich übersehen haben, dass man sie in der hauseigenen Werkausgabe Wellershoffs (6. Band, 1997) nachschlagen kann? Es ist doch keine Schande, Poesie mehrfach zu veröffentlichen, zumal solche, auf die man neugierig ist, weil ihr Autor als Romancier bekannt ist. Unter den Gedichten aus den Jahren 1969 bis 1989 begegnet man zwei Typen: Die einen bezeichnet Wellershoff selbst als „spontane Niederschriften einer inneren Situation“, ausgelöst durch Träume oder „Einflüsterungen der Gegenstände“; die anderen sind Gelegenheitsgedichte, geschrieben für Heinrich Böll, für den Verleger Heinrich Neven-DuMont, für Jürgen Habermas und andere. Doch stellen diese weniger Neben- als Basiswerke dar: Es sind Zeugnisse der Selbstvergewisserung oder richtiger: der Verunsicherung angesichts der Ungreifbarkeit einer Realität, an deren poetischer Inszenierung Wellershoff als Initiator der „Kölner Schule des Neuen Realismus“ seit den sechziger Jahren maßgeblich beteiligt war. „Wenn jemand Fragen stellt, / gibt es Antworten / und die meisten führen in die Irre“, schrieb er Heinrich Böll zum fünfundsechzigsten Geburtstag. (*Dieter Wellershoff: „Zwischenreich“. Gedichte.* Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2008. 80 S., geb., 17,95 €.) WSg.

Literatur

Nur die Harten kommen in den Garten

Zartes Pflänzchen unter Knüppeln: In Klaas Huizings geglückter Apologie erscheint der unglückliche Senatspräsident Daniel Paul Schreber als zu erlösender Erlöser.

Und nach dem Radetzkymarsch wird Unkraut gejätet: Nichts fürchtet der Kleingärtner mehr als Wildwuchs. Daniel Gottlob Moritz Schreber schenkte den minderbegüterten Städtern den Schrebergarten; abgebildet eine solche Oase um die vorletzte Jahrhundertwende. Beim eigenen Sohn wirkte die Gemüsepädagogik des Medizinalrats verheerend: Der Jurist Daniel Paul Schreber verwilderte. Foto AKG

Der Vater, streng und tüchtig, schrieb eine „Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit“ und eine „Ärztliche Zimmergymnastik“, erfand den Schrebergarten und den Geradhalter. Der aufrechte Gang war für Medizinalrat Schreber ein Zeichen sittlicher Schönheit: „Wer turnt, der lebt in Frieden mit seinem Körper“, und „wer mit Liebe Gemüse zieht, wird mit leichter Hand selbst erzogen“. Schreber erzog seinen Sohn mit Mens-sana-Sprüchen und harter Hand, und so konnte Paul eigentlich nur krumm und verkrüppelt heranwachsen.

Im Jahre 1894 landete der Senatspräsident am Oberlandesgericht Dresden im Irrenhaus, und als Jurist macht er noch aus seinem Wahnsinn eine Methode und ein System. In seinen „Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken“ fällte der zweithöchste Richter Sachsens sein streng logisch begründetes Urteil: Nerven-, nicht geisteskrank. „Flüchtig hingemachte Männer“, teuflische Ärzte, Strahlen und göttliche Nervenanhänge hätten sich zum Seelenmord an ihm, Gottes heiliger Jungfrau, verschworen. „Miss Schreber“ aber lasse sich weder durch Bromkali noch durch „Stimmungsfälschungswunder“ von seiner Mission abbringen, durch Selbstentmannung und Verweiblichung der Welt den Erlöser zu gebären. In Schrebers Wahn rumorte der Zeitgeist des Fin de siècle: Neurasthenie, Frauenbewegung, Spiritismus, Lebensrefom; aber nichts an seinem Leiden ist „flüchtig hingemacht“.

Schreber war bei vollem Verstand verrückt. Noch wenn er seinen Schmerz hinausschrie, göttliche Stimmwunder mit eigenen „Brüllwundern“ übertönte, wahrte er Form und Haltung. Er band sich Schleifchen ins Haar, aber er blieb allzeit korrekt als Richter, Tischgast, Sohn und Ehegatte. Benjamin, Freud und Lacan, auch Künstler wie Martin Kippenberger haben sich am berühmtesten Patienten der Psychiatriegeschichte abgearbeitet, und meistens waren sie mit ihrem Urteil schnell fertig.

Morgen auf unserer Literaturseite

Brigitte Kronauer: Hinterwäldler – William Faulkner neu gelesen

Alexander Müller: Großstädter – Andreas Neumeister mag Köln

Für Freud war Schreber ein klarer Fall von latenter Homosexualität; für den Freud-Antipoden Canetti ein Spießer-Diktator mit größenwahnsinnigen Erlöserphantasien, ein verhinderter Hitler. Seit den siebziger Jahren wird Schreber umso beflissener rehabilitiert und verklärt: Opfer schwarzer Pädagogik, Märtyrer und Vorkämpfer der Antipsychiatrie, Homer einer unbewussten „Nervensprache“.

„Er ist zum Glück kein Dichter“, behauptete Canetti. Aber wer gewunderte Vögel sprechen hört, die Weltunordnung „löcherig denken“ will, Wirklichkeit überhaupt als „Menschenspielerei“ von „Wunderpuppen“ empfindet, ist auch ein verhinderter surrealistischer Dichter. Klaas Huizing macht jetzt aus dem armen Schreber einen glücklichen Schreiber, aus dem manifest Kranken einen latenten Künstler. Er verklärt ihn nicht und missbraucht ihn nicht für Lehranalysen; er denunziert weder den charismatischen Vater noch die fehlbaren Psychiater. Behutsam, manchmal auch grimmig und mit leisem Humor beschreibt er die Familienaufstellung im Schreber-Garten: ganz oben der Vater-Gott, der mit seinen kalli- und orthopädischen Foltergeräten Unrat und Unkraut ausmistet, schräg darunter die Mutter, die das welke Frühbeet mit ihrer hilflosen Liebe wässert; darunter Vaters Liebling Gustav, der den Bruder im Kohlzüchten, Turnen und Gehorchen übertrifft und doch Hand an sich legt; ganz am Ende drei verhuschte, verkrümmte Töchter. Paul ist der Idiot der Familie, hochbegabt, gehemmt, ängstlich. Er lernt, wie man den Garten vor Wildwuchs, den Körper vor Besudelung schützt, aber nicht, wie man beider Widerstand bricht, ohne gebrochen zu werden. Das kostet ihn „Gottesfrieden“ und Verstand, Leib und Leben.

Huizing folgt seiner Figur nicht in alle Windungen und „Nervenanhänge“ des kranken Hirns. Schreber ist gefangen im Teufelskreis von freier, verworrener Assoziation und zwanghafter, formallogischer Selbstreflexion. Ähnlich bricht auch Huizing das geschlossene System der fixen Ideen zugleich von innen und außen auf. Der Patient spricht wie selbstverständlich mit und von den Stimmen, die ihn quälen, erheben und in andere Zustände entrücken. Was hat er erlebt, was nur halluziniert, was aus Büchern exzerpiert? Die Odyssee durch die Sanatorien, von der „Flechsigschen Hölle“ bis zur „Teufelsküche“, die Kastration der Hysterikerinnen? Und was ist überhaupt verrückt? Die Psychiater schmunzeln, als „Paula“ prophezeit, unser Land werde vielleicht einmal von einer Frau regiert. Aber selbst wenn Schrebers Gedankenflucht komisch oder anachronistisch wird, bleibt immer noch die innere Not und Notwendigkeit spürbar. Der ungeliebte Sohn, der überforderte Mann, der misshandelte Patient: Schreber ist einer von und für heute.

Natürlich leidet er am Einerlei seiner paranoiden Zwangsvorstellungen, an den endlosen „Verstandesgymnastikübungen“ und blödsinnigen Phrasen, die man ihm bis zum Erbrechen in Ohr und Hirn träufelt. Hunderte Male am Tag stellen ihm, so Schreber in seinen „Denkwürdigkeiten“, flüchtig hingemachte Männer die entsetzlich dumme Frage „Warum sagen Sie's (nicht laut)?“ „In Schrebers Garten“ werden die öden Wiederholungen ausgejätet, manche leisen Fragen laut beantwortet. Huizing hat geglättet, weg- und hingewundert, auch geschönt; aber er hält sich vom Jargon der Psychiatrie so weit entfernt wie von der Romantik des heiligen Wahnsinns.

Im Grunde müssen wir uns Huizings Schreber als einen glücklichen Menschen vorstellen. Wenn die Fee im Schrank Perlen zwischen ihren Schenkeln für ihn presst, gerät er in Ekstase; als Miss Schreber fühlen seine Nerven die ganze Fülle weiblicher Wollust. Schreber hat den Seelenmord nicht verhindern können. Er hat den Verstand verloren, aber nicht seine öffentliche Reputation und sein häusliches Glück. Seine Entmündigung wurde wieder kassiert, sein Buch gedruckt; Frau und Mutter lieben, die Ärzte respektieren ihn, die Schrebergartenbewegung gedeiht. Er wurde krank, weil er sich unter der Fuchtel des strafenden Vaters wegducken wollte, und verrückt, als er ihn enttäuschte. In Frauenkleidern hat er sich einen Schutzraum für seine Ängste und Ambitionen, eine verkorkste Form von Freiheit erobert. Aber erst im Tod ist er erlöst.

Huizing, von Haus aus Theologe, spendet ihm dafür sogar eine kleine Apotheose. „Heute wäre er soweit.“ Alles liegt hinter ihm: Prozesse, Zwangsjacken, zerstörte Träume. Er ist wieder jung, leicht und unendlich rein; selbst die höhnischen, schamlosen Stimmen sind verstummt. Schreber hört nur noch das kleine Mädchen rufen, das seine Kindheitshölle für einen Augenblick erleuchtete, und er erkennt sich in ihm wieder. Huizing schließt die Regression, die so zart und glücklich hingewundert ist wie der ganze Roman, mit einem tröstlichen Epitaph: „Sein Leben hat sich gerundet. Er hat seine Aufgabe erfüllt. Die Welt hat einen neuen Anfang.“ MARTIN HALTER

Klaas Huizing: „In Schrebers Garten“. Roman. Knaus Verlag, München 2008. 288 S., geb., 17,95 €.

Ostdeutsches Requiem

Kryptomessianische Poesie von Christian Lehnert

Richtig gute Lyriker gibt es höchstens eine Handvoll. Christian Lehnert gehört auf jeden Fall dazu. In seinem neuesten Gedichtband „Auf Moränen“ mustert er den Sprachschutt, der nach dem Abschmelzen des Ostblock-Gletschers übrig geblieben ist. Das meiste ist gewöhnlicher Dreck, aber vereinzelt finden sich schöngemusterte Kiesel darin. Es stellt sich die Frage: Liegt irgendwo in der Sprache noch ein Rest jener Verheißung, die es doch einmal gab, ziele sie nun auf eine bessere Welt oder auf die Erlösung überhaupt?

Im ersten der vier Teile, der mit „Zungenreden“ überschrieben ist, beschwört Lehnert traumatische Bilder aus seiner Zeit als Bausoldat in Prora auf Rügen herauf, um darin nach Spuren der Nächstenliebe zu suchen. Aber in den DDR-Kasernen herrschte kein Verständnis, auch im Rückblick nicht, da war steinernes Schweigen und betonharte Einsamkeit, „nur die Möwen erkannten ihren Nächsten in ihm“. Die Möwenschreie werden zum Bild der Opposition gegen den Dämon der DDR-Sprache. Wie zerrissene Wolken wirbeln Bruchstücke der christlichen Apokalyptik in den Prora-Gedichten herum. Blitzartig öffnet sich der Himmel zu einem „Amen, Herr, komme bald!“, das sogleich wieder verschwindet.

Den zweiten Teil kann man vereinfacht „Mielke-Gedichte“ betiteln, nach Erich Mielke, dem einstigen Minister für Staatssicherheit, dem die Lüge zur zweiten Haut geworden war. Mielke glaubte stets an das jeweils Verordnete. Auch die eigene Biographie frisierte er je nach der politischen Lage um. „Es ist so, / dass wir nur dann der Wahrheit dienen, / wenn wir immer neu festlegen, was wir glauben, / und was gewesen ist.“ Das Lügengespinst hat allen Glauben, alles Erinnern und jedweden Wahrheitsdiskurs auf unbestimmte Zeit verdorben.

„Vigilien“, also Nachtwachen, ist der dritte Teil überschrieben. Das Wachen und Warten gilt dem Messias. Wann kommt er? Christian Lehnert gibt nicht die alten, verbrauchten und missbrauchten Antworten. Nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt wird er kommen, sondern außerhalb der Zeit ist er und wird er sein: „Die Zeit vermag keine Wunde zu heilen. / Nein, solange die Zeit ist, keine Heilung.“ Man muss heraus nicht nur aus der Zeit, sondern sogar aus dem Glauben. Man muss glauben, als glaubte man nicht.

Die Gedichte der vierten Gruppe, unter denen viele bedeutende sind (zum Beispiel das im Brentano-Ton geschriebene Sonett „Herbstzeitlose“), vertiefen das mystische Paradox. Lehnert schwärmt von den ersten sechs Lebensmonaten, in denen das Kind noch nichts von Zeit oder Worten weiß. Auch Christi Geburt beschreibt er, in einer schockierend antiidyllischen Sprache, beginnend mit der Zeile „Unerwartet der Schwall Blut und das schwarze, kaum erträgliche Köpfchen.“

Im Moränengeröll findet man auch das Wort „Gott“, aber es ist zu nichts mehr zu verwenden außer: es leer zu halten, leer zu halten sogar „um den Preis des Verstehens“. Denn Gott fällt nicht unter unsere Begriffe. Es gibt immer noch vieles, sagt Lehnert im Gedicht, worauf man sich blind verlassen müsse, „dass die Erde auftaut im April“, und „dass die schweren Wurzeln des Nussbaums nicht in meine Seele übergreifen“, und „dass Gedächtnis und Begehren nicht von innen den Körper aufbohren“. HERMANN KURZKE

Christian Lehnert: „Auf Moränen“. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2008. 134 S., geb., 16,80 €.

WINSTON S. CHURCHILL

Kreuzzug gegen das Reich des Mahdi

Übersetzt von Georg Brunold

©

Eichborn Verlag · 2008

1 Der Beginn des Kriegs

Kurz vor Mitternacht am 12. März 1896 erhielt der Sirdar, wie der Titel des Oberkommandierenden der anglo-ägyptischen Armee lautet, Weisungen von Lord Cromer, der ihm Vollmacht zum Feldzug gegen die Provinz Dongola erteilte und die Besetzung von Akasha anordnete. Am nächsten Morgen stand die Nachricht in der Times, aufgemacht, als käme sie von deren Korrespondent in Kairo, während soeben das ägyptische Kabinett zusammengerufen wurde, um das Dekret formell zu verabschieden. Am 14. März wurden die Reserven aufgeboten. Am 15. musterte der Khedive die Garnison von Kairo, und zum Schluß der Parade teilte ihm Sir H. Kitchener mit, daß die ersten Bataillone in derselben Nacht zur Front aufbrechen würden.

Die ägyptischen Grenztruppen wurden durch die unausgesetzte Betriebsamkeit des Feindes in permanenter Bereitschaft gehalten. Die britischen Offiziere, die in der Bruthitze von Wadi Halfa und Sarras schwitzten, wurden durch den Auftakt zum lange erwarteten Vorstoß in Hochstimmung versetzt. Am Sonntag, dem 15. März, drei Tage nachdem der Sirdar seine Weisungen erhalten hatte und bevor die ersten Verstärkungen aus Kairo eintrafen, bildete Colonel Hunter, Kommandeur der Grenztruppen, eine kleine Kolonne aus Angehörigen aller Waffengattungen, um Akasha zu nehmen und zu besetzen. Im Morgengrauen des 18. setzte sich die Kolonne in Marsch, und damit begann die Invasion des Gebietes, das während zehn Jahren den Derwischen überlassen worden war. Die Marschroute führte durch wildes, felsiges Gelände, umkämpftes Terrain und verlassen in all den Jahren des Kriegs. Die Einheiten lösten sich auf zu einer langen Prozession, mehrfach für Stunden in Einerkolonne, die über steile Pässe und in engen Hohlwegen über die unzähligen Felsbrocken stieg, von denen die Gegend den Namen „Bauch der Steine“ erhalten hat. Zur Rechten wußte die Kolonne ihre Linien durch den Nil geschützt, obwohl sie sich hie und da, um zu schwieriges Gelände zu vermeiden, vom Ufer entfernen mußte. Jede Nacht wurde am Fluß kampiert. Die Kavallerie und Angehörige des Camel Corps schweiften auf Erkundung nach Osten aus, denn es wurde mit Widerstand der Derwische gerechnet. Den Fluß entlangschleichend, jeden Augenblick darauf gefaßt, sich am Rand des Wassers zur Wehr setzen zu müssen, rückte die kleine Streitmacht vor. Am 18. erreichte sie Wad Atira, am 19. Tanjore, und am 20. marschierte sie nach Akasha ein.

Die Hütten des Lehmdorfs zerbröckelten zu Wüstensand, aus dem sie gemacht waren. Vom alten britischen Fort und einigen Lagerhäusern – Erinnerungen an die Expedition zur Rettung Gordons – waren nur noch Ruinen übrig. Die Gleise der Eisenbahnstrecke von Sarras her waren in Stücke zerrissen worden. Die meisten Schwellen fehlten, die Schiffenen lagen zerstreut entlang der Trasse. Alles lag verlassen da, nur ein grimmiges Objekt reklamierte den Ort für die Derwische: Hinter dem alten Bahnhof nahe dem Flußufer steckte ein einzelnes Schiffenenstück senkrecht im Boden. An der Spitze hing, aus einem der Löcher, in denen die Schiffenenverbindungslaschen verschraubt werden, ein verrotteter Strick, und unten im Sand, am Fuß dieses improvisierten, doch anscheinend tauglichen Galgens, lagen ein menschlicher Schädel und andere Knochen, ziemlich weiß und hübsch poliert durch die Einwirkungen von Sonne und Wind. Ein halbes Dutzend wohlgesinnter Araber, denen eine Insel unterhalb des Katarakts Zuflucht gewährt hatte, waren die einzigen Bewohner des Distrikts.

Akasha wurde nun in ein starkes, befestigtes Lager verwandelt und für die Aufgaben einer vorgeschobenen Basis eingerichtet. Die Garnison aus drei Bataillonen, einer Batterie und berittenen Einheiten wurde durch Transportkamele aus Sarras versorgt. Im Süden und Osten waren beständig Patrouillen unterwegs, um den Vorposten gegen Umgehungsbewegungen zu schützen, und die rückwärtigen Verbindungen wurden gestärkt durch die Einrichtung von befestigten Stellungen bei Semna, Wadi Atira und Tanjore. In noch weiterem Umkreis waren die befreundeten arabischen Stämme – Beduinen, Kababish und Fogara – in der Wüste unterwegs und kontrollierten die weithin verstreuten Wasserlöcher. Während dieser ganzen Zeit schauten die Derwische auf ihrem Posten in Firket tatenlos zu, und obwohl sie nur einen Tagesmarsch von Akasha entfernt waren, unternahmen sie keinen Versuch, die feindlichen Operationen zu stören.

Inzwischen ging die Konzentration der ägyptischen Armee an der Grenze weiter. Die Reservisten folgten dem Ruf zu ihren Einheiten freiwillig und mit bemerkenswerter Pünktlichkeit, statt sich wie in den Tagen Ismails widerstrebend in Ketten herbeischleppen zu lassen. Alle Bataillone der Armee wurden auf Kriegsstärke erweitert. Zwei neue Bataillone von Reservisten wurden gebildet. Das erste wurde bei Assuan und Korosko, wichtigen Punkten in den rückwärtigen Verbindungen, stationiert, das andere nach Suakin entsandt, um die dort stationierten zwei Bataillone zum Dienst im Niltal freizustellen. Das 1. Bataillon des North Staffordshire Regiment wurde aus Kairo den Fluß hinaufgebracht, um die Garnison von Wadi Halfa zu übernehmen, deren sechs Bataillone nach Sarras und Akasha verlegt worden waren. Aus den Maschinengewehrabteilungen der Staffordshires und der Connaught Rangers wurde eine Batterie mit vier Maxims gebildet und eilig nach Süden geschickt. In ununterbrochener Abfolge wurden aus Kairo das 2., das 4., das 5. und das 6. Bataillon der ägyptischen Armee per Eisenbahn und auf dem Fluß nach Oberägypten zur Front verlegt. In all diesen intensiven und komplizierten Truppenbewegungen arbeitete das ägyptische Kriegsministerium reibungslos und stellte dieselbe Fähigkeit unter Beweis, mit der es aufgebaut worden war.

Die Distanz von Kairo, dem Hauptquartier der ägyptischen Armee, bis nach Akasha betrug 825 Meilen. Doch von dieser Strecke fiel nur der Abschnitt südlich von Assuan ins eigentliche Kriegsgebiet. Die Normalspureisenbahn fuhr von Kairo bis nach Balliana, wo am Fluß eine Basis erstellt wurde. Von Balliana bis nach Assuan wurden die Verstärkungen und der Nachschub von Cooks Flotte von Flußdampfern, von Schleppkähnen und von Segelbooten der Einheimischen weitergeleitet. Ein sieben Meilen langes Eisenbahnstück umfährt den Ersten Katarakt und verbindet Assuan mit Shellal. Dort wurde eine zweite Flottille von Kanonenbooten, Dampfern, Lastkähnen und Nilsegelbooten versammelt, die flußaufwärts zwischen Shellal und Halfa kreuzte. Von Halfa bis nach Sarras fuhr die Eisenbahn der Armee. Südlich von Sarras beförderten Kamele den Nachschub. Um dem ständig wachsenden Transportbedarf nachzukommen, wurden viertausendfünfhundert Kamele gekauft und in Schiffen nach Assuan gebracht, von wo aus sie über Korosko zur Front gelangten. Die britische Regierung hatte den Bau der Militäreisenbahn nach Akasha genehmigt, und in Assuan, wo bereits Schwellen und andere Baumaterialien mit dem Bestimmungsort Sarras passierten, wurde ein spezielles Eisenbahnerbataillon ausgehoben. Der Bau der strategischen Eisenbahn wird Stoff eines späteren Kapitels sein, dem ich hier nicht vorgreifen will.

Am 1. April, weniger als drei Wochen seit dem Beginn des Vormarschs, war das ganze Netz der rückwärtigen Verbindungen aufgebaut und erwies sich als leistungsfähig, obschon alle Verkehrswege noch immer durch die Bewegungen der Truppenkonzentration überlastet waren.

Sobald das ägyptische Reservistenbataillon in Suakin eintraf, wurde das IX?th Soudanese per Schiff nach Kossier transportiert und marschierte von da nach Kena. Die Distanz betrug hundertzwanzig Meilen, und die Tatsache, daß sie trotz heftiger Gewitterstürme – eine Rarität in Ägypten – in vier Tagen zurückgelegt wurde, mag als Beispiel für das beachtliche Marschtempo der schwarzen Soldaten stehen. Gemäß den ursprünglichen Entscheidungen hätte ihnen das X?th Soudanese umgehend folgen sollen. Doch durch besondere Umstände wurden sie an der Küste des Roten Meers festgehalten, wohin ihnen die Aufmerksamkeit des Lesers zu folgen hat.

Mit ihrem Anblick und der Geschichte der Stadt und des Hafens könnte Suakin einem zynischen Politiker als willkommenes Vorzeigestück dienen. Die meisten Häuser stehen auf einer kleinen Insel, die nur ein schmaler Damm mit dem Festland verbindet. Die hohen Häuser aus dem weißen Stein des Korallenriffs, viele fünf Stockwerke hoch, bieten aus der Ferne ein eindrückliches Bild. Die hochaufragenden Kamine der Anlagen, in denen Kondenswasser gewonnen wird – denn es gibt so gut wie kein Süßwasser –, scheinen vortäuschen zu wollen, es handle sich um industrielle Produktionsstätten. Doch bei näherem Hinsehen offenbart sich die deprimierende Verwahrlosung hinter den Kulissen. Ein großer Teil der Stadt ist verlassen. Die engen Straßen winden sich zwischen vernachlässigten und baufälligen Häusern hindurch.

Fortsetzung folgt